

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 286. Bromberg, den 12. Dezember 1930.

Die Entdeckung Eldorados

Von Stefan Zweig.

Wie wir vor einiger Zeit berichteten, haben die amerikanischen Richter eine schwere Entscheidung in dem Rechtsstreit zwischen den Nachkommen des Schweizers A. Suter und dem amerikanischen Staat zu treffen. Suter und seine Nachkommen erheben auf nichts mehr und nichts weniger Anspruch als auf den Besitz des Landes Kalifornien. Stefan Zweig hat die Geschichte des Auswanderers A Suter in seinen „Sternstunden der Menschheit, fünf historische Miniaturen" hervorragend zu gestalten gewußt. Die Erzählung trägt die Überschrift „Die Entdeckung Eldorados". Der Dichter hatte die Freundlichkeit, uns den Abdruck dieser Erzählung zu gestatten, desgleichen der Insel-Verlag zu Leipzig, bei dem die „Sternstunden der Menschheit" erschienen sind. Wir möchten nicht versäumen, auch an dieser Stelle für das Entgegenkommen unseren Dank auszusprechen. Die Schriftleitung.

Der Europamüde.

1834. Ein Amerikadampfer steuert von Le Havre nach Newyork. Mitten unter den Desperados, einer unter Hunderten, Johann August Suter, heimisch zu Rynenberg bei Basel, 31 Jahre alt und höchst eilig, das Weltmeer zwischen sich und den europäischen Gerichten zu haben. Bankerotteur, Dieb, Wechselfälscher, hat er seine Frau und drei Kinder einfach im Stich gelassen, in Paris sich mit einem betrügerischen Ausweis etwas Geld verschafft und ist nun auf der Suche nach neuer Existenz. Am 7. Juli landet er in Newyork und treibt dort zwei Jahre lang alle möglichen und unmöglichen Geschäfte, wird Packer, Drogist, Zahnarzt, Arzneiverkäufer, Tavernenhälter. Schließlich, einigermaßen gesettlet, siedelt er sich in einem Wirtshaus an, verkauft es wieder und zieht, dem magischen Zug der Zeit folgend, nach Missouri. Dort wird er Landmann, schafft sich in kurzer Zeit ein kleines Eigentum und könnte ruhig leben. Aber immer hasten Menschen an seinem Hause vorbei, Pelzhändler, Jäger, Abenteurer und Soldaten, sie kommen vom Westen, sie ziehen nach Westen, und dieses Wort Westen bekommt allmählich einen magischen Klang. Zuerst, so weiß man, sind Steppen, Steppen mit ungeheuren Büffelherden, tageweit, wochenweit menschenleer, nur durchjagt von den Rothäuten, dann kommen Gebirge, hoch, unerstiegen, dann endlich jenes andere Land, von dem niemand Genaues weiß, und dessen sagenhafter Reichtum gerühmt wird, Kalifornien, das noch unerforschte. Ein Land, wo Milch und Honig fließt, frei jedem, der es nehmen will, — nur weit, unendlich weit und lebensgefährlich zu erreichen.

Aber Johann August Suter hat Abenteurerblut, ihn lockt es nicht, still zu sitzen und seinen guten Grund zu bebauen. Eines Tages, im Jahre 1837, verkaufte er sein Hab und Gut, rüstet eine Expedition mit Wagen und Pferden und Büffelherden aus und zieht vom Fort Independence ins Unbekannte.

Der Marsch ins Unbekannte.

1838. Zwei Offiziere, fünf Missionare, drei Frauen ziehen aus in Büffelwagen ins unendliche Leere. Durch Steppen und Steppen, schließlich über die Berge, dem Pazifischen Ozean entgegen. Drei Monate lang reisen sie, um Ende Oktober in Fort Van Couver anzukommen. Die beiden Offiziere haben ihn schon vorher verlassen, die Missionare gehen nicht weiter, die drei Frauen sind unterwegs an den Entbehrungen gestorben.

Suter ist allein, vergebens sucht man ihn zurückzuhalten in Van Couver, bietet ihm eine Stellung an — er weist alles zurück, die Lockung des magischen Namens sitzt ihm im Blut. Mit einem erbärmlichen Segler durchkreuzt er den Pazifik zuerst zu den Sandwichinseln und landet, nach unendlichen Schwierigkeiten an den Küsten von Alska vorbei, an einem verlassenen Platz, namens San Francisco. San Francisco — nicht die Stadt von heute, nach dem Erdbeben mit verdoppeltem Wachstum zu Millionenzahlen emporgeschossen — nein, nur ein erbärmliches Fischerdorf, so nach der Mission der Franzskaner genannt, nicht einmal Hauptstadt jenere unbekannten mexikanischen Provinz Kalifornien, die verwahrlost, ohne Zucht und Blüte in der üppigsten Zone des neuen Kontinents brachliegt.

Spanische Unordnung, gesteigert durch Abwesenheit jeder Autorität, Revolten, Mangel an Arbeitstieren und Menschen, Mangel an zupackender Energie. Suter mietet ein Pferd, treibt es hinab in das fruchtbare Tal des Sacramento: ein Tag genügt, ihm zu zeigen, daß hier nicht nur Platz ist für eine Farm, für ein großes Gut, sondern Raum für ein Königreich. Am nächsten Tag reitet er nach Monte Rey, in die klägliche Hauptstadt, stellt sich dem Gouverneur Alverado vor, erklärt ihm seine Absicht, das Land urbar zu machen. Er hat Kanaken mitgebracht von den Inseln, will regelmäßig diese fleißigen und arbeitsamen Farbigen von den Inseln sich nachkommen lassen und macht sich anheischig, Ansiedlungen zu bauen und ein kleines Reich, eine Kolonie, Neu-Helvetien, zu gründen.

„Warum Neu-Helvetien?" fragt der Gouverneur. „Ich bin Schweizer und Republikaner", antwortet Suter.

„Gut, tun, Sie, was Sie wollen, ich gebe Ihnen eine Konzession auf zehn Jahre."

Man sieht: Geschäfte werden dort rasch abgeschlossen. Tausend Meilen von jeder Zivilisation hat Energie eines einzelnen Menschen einen anderen Preis als zu Hause.

Neu-Helvetien.

1839. Eine Karawane karrt langsam längs der Ufer des Sacramento hinauf. Voran Suter zu Pferd, das Gewehr umgeschnallt, hinter ihm zwei, drei Europäer, dann

hundertfünfzig Kanaken in kurzem Hemd, dann dreißig Büffelwagen mit Lebensmitteln, Samen und Munition fünfzig Pferde, fünfundsiebzig Maulesel, Kühe und Schafe, dann eine kurze Nachhut — das ist die ganze Armee, die sich Neu-Helvetien erobern will.

Vor ihnen rollt eine gigantische Feuerwoge. Sie zünden die Wälder an, bequemere Methode als sie auszuroden. Und kaum, daß die riesige Lohe über das Land gerannt ist noch auf den rauchenden Baumstrünken, beginnen sie ihre Arbeit. Magazine werden gebaut, Brunnen gegraben, der Boden, der keiner Pflügung bedarf, besät, Hürden geschaffen für die unendlichen Herden; allmählich strömt von den Nachbarorten Zuwachs aus den verlassenen Missionskolonien.

Der Erfolg ist gigantisch. Die Saaten tragen sofort fünfhundert Prozent. Die Scheuern bersten, bald zählen die Herden nach Tausenden, und ungeachtet der fortwährenden Schwierigkeiten im Lande, der Expeditionen gegen die Eingeborenen, die immer wieder Einbrüche in die aufblühende Kolonie wagen, entfaltet sich Neu-Helvetien zu tropisch gigantischer Größe. Kanäle, Mühlen und Faktoreien werden geschaffen, auf den Flüssen fahren Schiffe stromauf und stromab, Suter versorgt nicht nur Van Couver und die Sandwichinseln, sondern auch alle Segler, die in Kalifornien anlegen, er pflanzt Obst, das heute so berühmte und vielbewunderte Obst Kaliforniens. Sieh da! es gedeiht, und so läßt er Weinreben kommen von Frankreich und vom Rhein und nach wenigen Jahren bedecken sie weite Gelände. Sich selbst baut er Häuser und üppige Farmen, läßt ein Klavier von Pleyel hundertachtzig Tagereisen weit aus Paris kommen und eine Dampfmaschine mit sechzig Büffeln von New york her über den ganzen Kontinent. Er hat Kredite und Guthaben bei den größten Bankhäusern Englands und Frankreichs, und nun, fünfundvierzig Jahre alt, auf der Höhe seines Triumphes, erinnert er sich, vor 14 Jahren eine Frau und drei Kinder irgendwo in der Welt gelassen zu haben. Er schreibt ihnen und ladet sie zu sich in sein Fürstentum. Denn jetzt fühlt er die Fülle in den Fäusten, er ist Herr von Neu-Helvetien, einer der reichsten Männer der Welt und wird es bleiben. Endlich reißen auch die Vereinigten Staaten die verwahrloste Kolonie aus Mexikos Händen. Nun ist alles gesichert und geborgen. Ein paar Jahre noch, und Suter ist der reichste Mann der Welt.

Der verhängnisvolle Spatenstich.

1848, im Januar. Plötzlich kommt James W. Marshall sein Schreiner, aufgeregt zu Johann August Suter ins Haus gestürzt, er müsse ihn unbedingt sprechen. Suter ist erstaunt, hat er doch eben noch gestern Marshall hinaufgeschickt in seine Farm nach Coloma, dort ein neues Sägewerk anzulegen. Und nun ist der Mann ohne Erlaubnis zurückgekehrt, steht zitternd vor Aufregung vor ihm, drängt ihn in sein Zimmer, schließt die Tür ab und zieht aus der Tasche eine Handvoll Sand mit ein paar gelben Körnern darin. Gestern beim Graben sei ihm dieses sonderbare Metall aufgefallen, er glaube, es sei Gold, aber die anderen hätten ihn ausgelacht. Suter wird ernst, nimmt die Körner, macht die Scheideprobe: es ist Gold. Er entschließt sich, sofort am nächsten Tage mit Marshall zur Farm hinaufzureiten, aber der Zimmermeister ist als erster von dem furchtbaren Fieber ergriffen, das bald die Welt durchschütteln wird: noch in der Nacht, mitten im Sturm reitet er zurück, ungeduldig nach Gewißheit.

Am nächsten Morgen ist Colonel Suter in Coloma, sie dämmen den Kanal ab und untersuchen den Sand. Man braucht nur ein Sieb zu nehmen, ein wenig hin und her zu schütteln, und die Goldkörner bleiben blank auf dem schwarzen Geflecht. Suter versammelt die paar weißen Leute um sich, nimmt ihnen das Ehrenwort ab, zu schweigen, bis das Sägewerk vollendet sei, dann reitet er ernst und entschlossen wieder zu seiner Farm zurück. Ungeheure Gedanken bewegen ihn: soweit man sinnen kann, ist niemals das Gold so leicht faßbar, so offen in der Erde gelegen, und diese Erde ist sein, ist Suters Eigentum. Ein Jahrzehnt scheint übersprungen in einer Nacht: Er ist der reichste Mann der Welt.

(Schluß folgt).

Berühmte Grabmäler.

Von Cattina von Seybold.

Alt wie das Leben ist der Tod, alt wie die Menschheit das Bestreben, sich mit diesem unerbittlichen, unabwendbaren Urphänomen auseinanderzusetzen. Je nach Kultur, Philosophie, Religion eines Volkes, einer Zeit, geschieht dies mit zitterndem Grauen, mit gefaßter Ergebenheit, mit gläubiger Hoffnung. Allen gemeinsam aber ist die Sitte, die Ruhestätte eines besonders geehrten und geliebten Toten durch Bild- und Bauwerk kenntlich zu machen, vor Entweihung zu schützen, kommenden Geschlechtern zu erhalten, unter Umständen sie mit allen für ein künftiges Leben etwa nötig erachteten Dingen auszustatten.

Das klassische Land des Totenkultes ist Aegypten, wo infolgedessen auch die größte Sorgfalt und Kunst auf Erhaltung des Körpers wie auf seine würdige Bergung verwendet wird. So finden wir dort die beiden Bestattungstypen schon aufs höchste ausgebildet: den über dem Sarg errichteten Denkstein und die in Erde oder Felsen eingebaute Grabkammer, beide dem monumentalen Zug des ägyptischen Wesens entsprechend, in den Königsgräbern von Theben einerseits, in den Pyramiden von Memphis anderseits, zu grandioser Wucht und Erhabenheit entwickelt: ein einziges gewaltiges Aufbäumen gegen das Gesetz des Staubes, der wahrhaft königliche Ausdruck vom Willen eines Volkes zur Dauer, zur Ewigkeit.

Aus dem menschengleich geformten und bemalten Mumienschrein wird allmählich der Steinsarg, der Namen und klassische Prägung im griechischen Kulturkreis erhält. Der Name Sarkophag bedeutet „fleischverzehrend": der Sarg wurde innen mit Platten eines eigenartigen, die Zersetzung beschleunigenden Schiefers ausgelegt. Die Form: ein kastenähnlicher Marmorbehälter, meist architektonisch gegliedert, in Tempelgestalt, ein Giebeldach als Deckel, die Reliefs der Seitenwände monumental abgefaßt.

Zwei Meisterwerke dieser Art besitzt das Museum Konstantinopels. Das eine ist der sogenannte Alexandersarg; wenn er auch niemals die Reste des Welteroberers enthielt, so entstammt er doch seiner Zeit; er zeigt ein bewegtes Schlachtrelief mit reizvollen Spuren ehemaliger Bemalung. Und sein berühmtes Gegenstück: in einer ionischen Säulenhalle trauernde Frauen, in abwechslungsreicher Gebärde edlen Schmerzes wiedergegeben. Hier klingt ergreifend jener lyrische, jener rein menschliche Ton der Empfindungen an, der so rührend aus den einfachen griechischen Grabsteinen zu uns spricht, unter denen nicht Fürsten und Helden ruhen, sondern die Unbekannten, die Namenlosen. Sie alle, deren Perle das Grabmal der Hegeso, sind, ob naiv unbeholfen oder künstlerisch vollendet, von jenem Geiste gehaltener Ruhe und Harmonie erfüllt, der das hellenische Wesen kennzeichnet.

Wo trauernder Liebe das einfache Denkmal nicht genügt, wird es durch monumentalen Umbau zur Grabkapelle, zum Tempel. Auch der zur Allgemeingültigkeit erhobene Begriff hierfür, das Mausoleum, ist griechischen Ursprungs. Artemisia ließ ihrem Gatten Mausolos zu Halikarnassos in Kleinasien den figurenreichen Prachtbau errichten, der dank der Mitarbeit der besten hellenischen Meißel zu den sieben Wundern der alten Welt gezählt wurde.

Bis über die Grenzen der griechisch-römischen Welt hinaus strahlen diese Einflüsse. In Persien finden wir das berühmte Grabmal des Cyrus und die punktvolle Schauwand des Dariusgrabes, in den Felsen eingehauen.

Römische Prachtliebe entwickelt das gegebene Thema von Sarg und Mausoleum zu immer reicherem Glanz. Die Appische Straße ist mit Gräbern gesäumt, darunter erhebt sich Cäcilia Metellas wuchtiger Trutzturm. Die Cestius-Pyramide kündet noch heute den sagenhaften Reichtum des römischen Börsenkönigs und Kaufherrn. Den Gipfel des Glanzes erreicht das Grabmal des Kaisers Hadrian, der kolossale Rundbau der jetzigen Engelsburg. Des Gotenfürsten Theodorich Grabmal in Ravenna ist der letzte machtvolle Ausklang dieser römischen Denkmalkunst.

Und das Christentum? Die Sarkophage, die es in seinen ersten Zufluchtsstätten, den Katakomben, fand, nützte es, um die zerfleischten zerrissenen Körper seiner Märtyrer darin zu bergen. Die mythologischen Motive wurden mählich durch biblische Szenen und christliche Symbole verdrängt. Und als es unter Konstantin sieghaft aus dem Dunkel hervorging, erstanden die frühchristlichen Basiliken als Grabeskirchen über diesen kostbaren Reliquienschreinen.

Auf ihrem Siegeszuge durch Europa behält die Kirche den Sarkophag bei, an den das Mittelalter den ganzen Reichtum, die ganze Innigkeit seiner Bildnerkunst verschwendet. Durch die sakrale Hoheit unserer romanischen Dome, durch die himmelstürmende Dynamik unserer gotischen Münster, durch die jauchzende Lichttrunkenheit unserer Barockkirchen klingt es wie ein einziges erschütterndes Requiem. Nicht zu zählen sind die Scharen der Heiligen, Päpste, Bischöfe, Fürsten, Ritter und Edelfrauen, die auf Sarkophagen liegen, in Grabplatten eingemeißelt sind, aus Nischen hervortreten, auf Säulen stehen, unter Baldachinen ruhen, in Grüften aufgereiht wurden.

An der Schwelle Italiens leitet ein überreiches Werk später Gotik, das Grabmal der Skaliger, einer unglücklichen Liebe Denkstein, zu den Prunk-Mausoleen der Renaissance über. Mit ihrem gesteigerten Persönlichkeitsgefühl ist diese der pomphaften Ehrung großer Verstorbener besonders geneigt. Die Medicäer finden ihren würdigen Verherrlicher in Michelangelo, der auch berufen wird, das Grabmal Papst Julius II. zu entwerfen. Von dem gigantischen Plan, der im Geiste des Titanen lebte, wurde einzig die Moses-Statue zu Stein, eine nie wieder erreichte Flutmarke der Kunst.

Große Herrschergeschlechter schlafen in steinerner Ruhe. So die deutschen Kaiser im Dom zu Speyer, die spanischen Habsburger in den Grüften des Eskorial, die Kapetinger in St. Denis. Die höchste Ehrung, die England seinen großen Toten verleiht, ist die Bestattung in Westminster. Frankreich hat seine Ruhmeshalle im Pantheon zu Paris. Doch auch auf dem alten Pariser Friedhof Père-la-Chaise finden sich bedeutende Namen, so die beiden unglücklich Liebenden: der Scholastiker Abélard und Héloise. Die Kuppel des Invalidendomes wölbt über dem Porphyrsarg, der Napoleons sterbliche Hülle umschließt.

Eine würdige Ruhestätte ward den deutschen Dichter-Heroen Schiller und Goethe in der Fürstengruft zu Weimar. Der spezielle Name „Mausoleum" bedeutet uns das Grabmal der geliebten Königin Luise, von Rauch in ihrem lebensvollen Bilde geschmückt. Das Grab im Sachsenwalde ward zum Wallfahrtsort für ungezählte deutsche Patrioten. Die Jubiläen der letzten Jahre lenkten tausende von Blicken auf die schlichten Grabplatten von Dürer und Feuerbach im Johannisfriedhof zu Nürnberg.

Eine neue Welle des Totenkultes geht seit dem Weltkriege über Europa hin. Der einzige versöhnende, weltumspannende Gedanke ist die pietätvolle Dankbarkeit, die alle Völker ihren Gefallenen widmen. Keine Stadt, kein ärmstes Dorf, das nicht sein Kriegerdenkmal hätte, oft von erfreulicher Höhe der künstlerischen Ausführung.

Doch auch den Islam mit seiner stark ausgeprägten Sitte, die Toten zu ehren, dürfen wir nicht vergessen. Berühmt sind die feierlichen, mit Zypressen bestandenen Friedhöfe rings auf den Höhen über dem Bosporus, die Mameluckengräber bei Kairo, die Grabmoscheen der Sultane in Brussa, der alten Hauptstadt des Osmanenreiches. Noch glänzender die Alabastergräber der indischen Mogule in Agra und Delhi, darunter die feenhafte Marmormoschee des Tatsch Mahal, vom Mogulkaiser Schah Jehan dem Andenken seiner geliebten Gattin errichtet.

Beruf.

Von Hermann Joseph Lingen.

Hinter dem Deich duckten sich die grauen Häuser des Dorfes vor dem Nordwest, dem großen Feinde der Daheimgebliebenen, dem größeren der Ausgefahrenen. Sie duckten sich immer, grau, niedrig, ängstlich, auch heute in der wohltätigen Sonne.

Warum schauten denn die Weiber noch über die blanke See: Böse Gewißheit ließ kein Hoffen mehr zu! — Sie schauten immer noch, wenn sie über den hohen Deich gingen. Doch ihr Zweifel konnte nicht das schwarze Gespenst verjagen.

Sechzehn Seeleute waren geblieben. Freudig hatten die, die zu Hause blieben, der kleinen Flotte nachgewinkt. Man versprach sich einen guten Fang. Einzeln waren die Schiffe zurückgekehrt, ohne Netze und ohne Beute, zerschlagen und zerschunden. Vier Segler kamen nicht heim, vier Fischer hatte ein Dampfer in Stavanger gelandet, sechzehn waren geblieben, sechzehn ruhten irgendwo zwischen Jütland und Schottland. Schorsch Krams, der jüngste der Toten, war erst sechzehn gewesen, Knelsen-Vaar aber schon wohl an die Siebzig. Mutter Werring hatte ihren Franz lassen müssen, und einige Tage später erfuhr sie von einer Hamburger Schiffahrtsgesellschaft, bei der ihr Hein fuhr, daß er im selben Sturm über Bord gespült und ertrunken sei; das war der Siebzehnte im Dorf. Jeden Tag stand die Wieken auf dem Deich und schaute sich die Augen müde: Daheim hatte sie sechs Göhren sitzen, noch keins zehn Jahre alt.

Aber auch sie hatte keinen Zweifel mehr und keine Hoffnung. Und bei keinem war Trost im Dorfe. Alle waren getroffen, und wem es nicht den Vater, den Sohn oder den Bruder genommen, das trauerte um seinen Liebsten oder Freund. Der Schlag hatte zu schwer getroffen.

Pastor Branken litt mit allen und für alle. Auch er traute seinem Worte nicht viel Trost zu und ging sparsam damit um. Die Wunde mußte von selbst verharschen und vernarben, Zeit war Balsam, Wort nicht.

War sein Wort sonst donnernd über die geduckt erschauernden Frommen gerauscht, hatte er sonst polternd seinen Gläubigen ein himmelschreiend Lasterleben vorgehalten, als sei Gröndiepensiel der verworfenste Landstrich zwischen St. Pauli und Zeedijk, nun waren die Schrecken der Hölle aus seiner Predigt geschwunden, die mit sanften Worten von dem Gotteslohne des Schmerzes und der Not sprach.

Nach der Religionsstunde sprach er mit dem Lehrer: „Et deet mi leed, wann eck all die Jongs ankiek! Dann mutt eck denken . . ." Er sprach den Satz nicht aus, sondern schüttelte trüb bedenklich den Kopf.

„Wat will je mauken, Fischer het et ümmer geven un würd et ümmer geven. Hier!"

„Et gevt ook anner Berufe; eck spreek ens mit die Alders."

Und er sprach mit den Eltern der Jungen, der neun Jungen, die nun zu Ostern aus der Schule entlassen werden sollten. Und die Gespräche glichen eines dem anderen, daß Pastor Branken am Ende seiner Mission fast verzweifelte.

„Baas, je Korl kümmt nu van Schol, wat willt je met den Jong mauken?"

„Eck häbb em frogt, Hier Pestur, dä will tau See, dä will Fischer werden!"

Der Pastor erinnerte an das große Unglück, nannte alle Gefahren des Seemannsberufes, schilderte andere in den schönsten Farben. Keiner widersprach ihm, alle versprachen, auf den Jungen einzureden, alle zweifelten an dem Erfolg.

„Dat is nu so in Gröndiepensiel un ook annerswo, dat sitt int Bloot, Hier Pestur, do künnt je ook niz mauken!" sagte ihm ein alter Fischer, „dat is ümmer so west, Seemannsjong würde Seemann, ov dat Water ons tau freren gevt un ov et ons sülvst fret!"

Und zu den Schülern selbst sprach er: der Ernst der Berufswahl trete nun an sie heran, sie sollten im Gebete mit Gott, in Gesprächen mit ihren Eltern, in Gedanken mit sich selbst reiflich alle Gefahren und Beschwerden ihrer Zukunft sich vor Augen halten. So und ähnlich sprach er, und alle wußten, was er meinte. In stiller Aufmerksamkeit hörten die Buben seinen Worten, und er hoffte, nicht vergeblich immer wieder gewarnt zu haben. —

Die Schlußprüfung war gewesen, neun junge Menschen sollten den ersten Schritt ins ernste Leben tun, im Sonntagsstaat standen sie vor dem Pastor und dem Lehrer. Beide hatten ermahnende und aufmunternde Reden gehalten.

Nun kam für Pastor Branken die Entscheidung über die Frucht seiner Mühen. Klopfenden Herzens ging er zum ersten der Jungen, nahm dessen Rechte zwischen seine beiden Hände und fragte:

„Nun, Peter, hast du dir reiflich überlegt, was du werden willst?"

Der Angesprochene schaute verlegen und errötend auf des Pastors Schuhspitzen, als sollten sie für ihn antworten.

„Sprich offen, Peter, sag's mir!"

Kaum hörbar flüsterte Peter: „Seemann!"

Und der Zweite: „Seemann!"

Und der Dritte: „Seemann!"

Und der Vierte: „Seemann!"

Und der Fünfte: „Seemann!"

Und der Sechste: „Seemann!"

Und der Achte: „Seemann!“

Und der Neunte: „Seemann!“

Nur der Siebente, flüsternd wie die andern: „Schreiber auf dem Kontor einer Reederei in Hamburg soll ich werden!“

Und sonst jeder: „Seemann!“

Pastor Branken stand erschüttert, geschlagen. Er zitterte, und vor ihm die Neun zitterten.

Mit brüchiger Stimme sagte er einige Worte besten Wünschens, die wie ein Gebet um die Zukunft der Jungen klangen. Dann entließ er sie. —

Acht standen vor der Schule um Jan Klaasmann, den weinenden Schreiber des Hamburger Kontors.

„Minsch, Jan! Du würst Schriever opt Kantur? — In Hamburg? — Schriever würst du?“

Zwischen Weinen und Lachen preßte Jan Klaasmann trotzig hervor: „Nee, eck wurd nich Schriever, min Ålders willent haben, mar eck will nich! Wann die mech na Hamborg opt Kantur geven, gläuvt mar, dann gang eck stiften un würd ook Schippsjong!“

 **Bunte Chronik** 

*** Amerikanische Handelsflotte wird weiß gestrichen.** Die amerikanischen Schiffsreedereien kamen überein, alle ihre Schiffe einheitlich und zwar mit weißer Farbe zu bestreichen. In erster Linie handelt es sich um die großen Dampfer und Motorschiffe, die den überseeischen Verkehr aufrecht erhalten. Als Grund für diese einheitliche Bestreichung der amerikanischen Handelsflotte wird angegeben, daß die weiß bestrichenen Schiffe aus nah und fern den Eindruck von Komfort und Sauberkeit machen. Die schwarzen, blauen und sonstigen dunklen Farben wirken dagegen düster. Die Reedereien hoffen, daß bei dem Anblick der sauberen, weißen Schiffe das Publikum eine größere Lust verspüren wird, Seereisen zu unternehmen. Es sind sozusagen die Auswirkungen der Freudschen Psychoanalyse im geschäftlichen Leben. Außerdem werden noch zwei andere Gründe angegeben, und zwar: weiß gestrichene Schiffe können leichter und bequemer gereinigt werden. Der dritte Grund ist der Wunsch, die Handelsflotte von der Kriegsflotte, die stets dunkelgrau gestrichen ist, unterscheiden zu können.

*** Ein prinzlicher Maler.** In einem eleganten Ausstellungssalon in Paris hatte ein Maler Nicolas Leprince, der seine Bilder nur mit seinem Vornamen Nicolas zeichnet, 40 Bildwerke aufgestellt. Das Pseudonym des Künstlers ist leicht zu enträtseln: Nicolas Leprince ist kein geringerer, als Prinz Nikolaus von Griechenland. Da die Pariser Zeitungen für eine gute Reklame sorgten, konnte sich die Ausstellung eines guten Erfolges erfreuen. Von den 40 ausgestellten Gemälden wurden 19 verkauft. Die meisten Bilder stellen Pariser Straßen und Landschaften des Boulogner Waldes dar. Vor 10 Jahren trat Prinz Nikolaus zum ersten Male als Kunstmaler vor die Öffentlichkeit, indem er eine Ausstellung seiner Bilder in der Schweiz veranstaltete. Der Prinz hat sich der Malerei bereits in seinen jungen Jahren gewidmet. Im Alter von 11 Jahren machte er Pariser Modewelt hat keine Sorgen.

*** Die altrömische Märtyrerstraße ausgegraben.** In Rom wurde kürzlich während der Ausgrabungsarbeiten beim Umbau der Viktoria-Emanuel-Brücke am Tiberufer ein interessanter Fund gemacht. Man stieß auf eine alte Straße, die aus Feldspat, Sand und Basalt erbaut und in späteren Jahrhunderten verschüttet worden war. Sachverständige wollen mit Bestimmtheit konstatieren, daß es sich bei diesem Fund um die längst verschollene Viakornellia handelt, jene in der Geschichte des Christentums tragisch bekannt gewordene Straße, durch welche auf Kaiser Neros Befehl Tausende von Anhängern des neuen Glaubens zum Zirkus getrieben wurden, wo sie der Wut der wilden Tiere preisgegeben waren. Im Mittelalter erhielt die Viakornellia in pietätvoller Erinnerung an die durch die ersten Christen erduldeten Qualen die Bezeichnung „Carraria Sancta“, d. h. heiliger Steinweg, oder „Carraria Martyrium“, d. h. Märtyrerstraße. Kenner der altrömischen Geschichte sehen in den von beiden Seiten der Märtyrerstraße gleichzeitig ausgegrabenen Ruinen den sicheren Beweis dafür, daß man es tatsächlich dem Zufall des Umbaus der Viktoria-Emanuel-Brücke verdanken könne, diesen für die gesamte Christenwelt wichtigen historischen Fund gemacht zu haben.

*** Des „schweigsamen Kaufmanns“ Tod.** In der Stadt Czortkow in Galizien starb vor einigen Tagen ein 70jähriger Kaufmann, Samuel Frommer, der in der ganzen Umgebung unter dem Namen „der schweigsame Kaufmann“ bekannt war. Seit 30 Jahren sprach Frommer kein Wort. Damals, im Alter von 40 Jahren, gelangte er in Streit mit seiner Frau. Er verfluchte sie und wünschte ihr, daß sie von einer Höllenflamme verbrannt werden solle. Zwei Tage später brach ein Feuer in seinem Hause aus. Seine Frau und beide Kinder fanden den Tod in den Flammen. In seiner Verzweiflung ging der Mann zum Rabbiner und bat, ihm irgend eine Strafe aufzuerlegen, mit der er seine schlimme Verwünschung büßen könnte. Der Rabbiner erklärte: Der Mund, der einen solchen gräßlichen Fluch aussprechen konte, muß für immer geschlossen bleiben“. Der Kaufmann Frommer legte ein Schweigegelübde ab und schwieg bis zu seinem Tode.

*** Sklaventum in Peru.** Der bekannte Forscher M. Lepecki hielt sich längere Zeit im Amazonengebiet des östlichen Perus auf. In seinen vor kurzem erschienenen Reiseeindrücken enthüllt Lepecki die in Peru blühende Praxis des Sklavenhandels. Das Sklaventum ist in Peru zwar offiziell verboten, existiert aber trotzdem, von der Öffentlichkeit geduldet und in manchen Fällen sogar begünstigt. Es ist z. B. Sitte in Peru, daß wohlhabende Weiße sich eingeborene Indianerkinder angeblich zur Erziehung kaufen. Diese Indianerkinder werden zu Sklaven ihrer weißen Herren erzogen und erhalten ihr Leben lang keine Bezahlung für ihre Dienste. Herr Lepecki hatte die Möglichkeit, die Farm eines Großgrundbesitzers am Ufer des Tambostromes zu besuchen und zu besichtigen. Der Gutsherr verfügte unumschränkt über einige hundert bronzefarbige Sklaven: „Indem ich auf die hochgewachsenen und kräftigen Männer, unter der Last der Arbeit sich beugenden Frauen und halbwilden, erschrockenen Kinder blickte“, schreibt Herr Lepecki, „wurde ich von einem Gefühl des Entsetzens ergriffen. Ist es denn möglich, daß es heutzutage einem rohen und brutalen Gutsherrn gestattet wird, hunderte von Sklaven öffentlich zu demonstrieren, und sich als der einzige Herrscher dieser armen Menschen zu gebärden? Es ist kaum zu glauben, aber wahr. Der Gutsherr verteilt Mädchen unter die Männer, schließt und scheidet Indianerehen nach seinem Gutdünken. Es liegt in seiner Gewalt, Männer und Frauen von einem Ort in den anderen zu schicken oder seinen Freunden für eine bestimmte Zeit auszuleihen, genau wie man bei uns Pferde oder Jagdhunde auszuleihen pflegt. Indianerkinder werden von solchen Gutsherren einfach verkauft oder verschenkt, wachsen weit von ihren Eltern auf, kennen kein anderes Leben als das Sklavenleben und bekommen für ihre schwere Arbeit nie eine Belohnung.“

*** Der rote Smoking kommt.** Frankreich ist, wie allgemein bekannt sein dürfte, das Land der weltbeherrschenden Damenmoden. Was aber die Herrenmode anbetrifft, so waren auf diesem Gebiete stets die Engländer führend. Nun wollen sich die Franzosen nicht mehr den englischen Herrenmoden-Vorschriften unterwerfen. Sie planen eine Revolte gegen die englische Diktatur und wollen eine eigene Herrenmode durchsetzen. Der französische Herrenmoden-Diktator, der überall in Paris bekannte André de Fougieres, unternahm kürzlich einen Vorstoß in dieser Richtung. Er erklärte, daß dieser Winter etwas mehr Farbe in die Abendkleidung der Herren bringen müsse. Blaue Smokings seien bereits nichts Neues mehr. Diese Farbe genüge aber nicht, um den festlichen Versammlungen eine frohe und lebendige Note zu verleihen. Hellgraue, braune und rote Smokings und Fracks müssen ihren Einzug in die Tanz- und Festsäle im Laufe des Winters unbedingt halten, erklärte der Modekönig von Paris den Zeitungsreportern. Man sieht, die aPriser Modewelt hat keine Sorgen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.